

Anita Awosusi erzählt in dieser Doppelbiographie neben ihrer eigenen Entwicklung vom Kind der Nachkriegszeit zur Publizistin und aktiven Bürgerrechtlerin der deutschen Sinti und Roma vor allem von der NS-Verfolgung ihres Vaters, des Musikers und Geigenbauers Hermann Weiß.

Als es 1990 darum ging, die Dokumentation „Abfahrt Karlsruhe“ über die Deportation südwestdeutscher Sinti zu erarbeiten, wollten wir nicht nur die Dokumente der NS-Verfolger als historische Quelle zitieren, sondern zunächst die überlebenden Zeitzeugen zu Wort kommen lassen. Dabei unterstützte mich die Vorsitzende des Karlsruher Sintiverbands, Anita Awosusi, indem sie mir die Türen zu den Menschen öffnete, die bereit waren, über ihr Schicksal zu berichten. Vor allem beeindruckte mich die außergewöhnliche Erzählung ihres Vaters, der als 15-jähriger Junge verschleppt wurde, von der SS kurz vor Kriegsende in eine deutsche Uniform gesteckt und als Kanonenhüter an die Front geschickt wurde. So geriet Hermann Weiß obendrein in russische Kriegsgefangenschaft und kehrte erst nach acht „verlorenen“ Jahren in seine Heimatstadt zurück.

Zunächst stand Hermann Weiß dem Projekt einer „oral history“, einer erzählten Geschichte, noch ablehnend gegenüber. Nach all den bitteren Erfahrungen wollte er mit seinen Erinnerungen nicht an die Öffentlichkeit, fürchtete erneute Diskriminierung und ein Wiederaufleben alter Vorurteile gegen seine Minderheit, ja neue Verfolgung durch Rassisten und Neonazis.

Es gelang uns aber schließlich doch, ihn zu überzeugen, dass es mittlerweile ein anderes, aufgeklärtes und humanes Deutschland gibt, das sich schützend vor seine Minderheiten stellt.

Das war freilich vor den Ausschreitungen in Rostock-Lichtenhagen, Solingen und Hoyerswerda, lange vor den NSU-Morden und der menschenfeindlichen Hetze von Pegida.

Heute schmerzt es mich, dass nicht ich mit meinem Optimismus, sondern Hermann Weiß mit seinen Befürchtungen recht behielt. Der neue rechtsradikale Terror machte ihm schwer zu schaffen und so manches Mal sagte er zu seinen Töchtern: „Dabei habe ich es dem Krausnick doch vor zwanzig Jahren schon gesagt!“

Trotzdem glaube ich nach wie vor und hoffe mit dem inzwischen verstorbenen Hermann Weiß, dass gerade junge Menschen bereit

sind, aus der Geschichte zu lernen und zu verhindern, dass sich das Unheil der Vergangenheit wiederholt.

Hermann Weiß, der unter seiner Heimatstadt litt und sie dennoch liebte wie kein zweiter, gehört zu den herausragenden Karlsruher Persönlichkeiten. Sein Lebensmut und seine Lebenskraft verdienen Bewunderung. Seine Menschlichkeit und seine Bereitschaft zur Versöhnung machen ihn zum Vorbild.

Aus seiner Lebensgeschichte lernen zu dürfen, ist ein Gewinn, ein Geschenk für uns alle. Seine Erinnerungen sind ein großes humanes Zeugnis gegen Rassismus und nationalistische Verirrungen. Dieses Buch ist ein Denkmal. Eigentlich müsste man Hermann Weiß postum zum Ehrenbürger seiner Stadt ernennen.

Michail Krausnick

Die erfrorenen und verkrüppelten Hände und Füße der Kinder wurden später von den Ärzten und Wiedergutmachungsämtern nicht als verfolgungsbedingter Gesundheitsschaden anerkannt.

Vaters Schwester Elsa bekam einen Passierschein nach Radom. Dort wollte sie ihre Schwester Maria aufsuchen, die mit ihrem Mann und ihrem kleinen Sohn, der noch ein Säugling war, ins Ghetto verschleppt worden war.

Als Tante Elsa nach ihrer Zugfahrt in Radom ankam, fand sie die Familie ihrer Schwester in einem erbärmlichen Zustand vor. Schwester und Schwager waren sehr abgemagert und der kleine Sohn von Maria schwer erkrankt, wahrscheinlich hatte er eine Lungenentzündung, die im Ghetto natürlich nicht behandelt wurde. Aus Angst um ihr Kind bat Maria ihre Schwester flehend, dieses mitzunehmen, weil es so vielleicht eine Überlebenschance hätte. Tante Elsa willigte schweren Herzens ein und nahm das Baby mit. Als sie im Zug zurück nach Mniechow fuhr, das etwa 150 Kilometer weit weg von Radom entfernt lag, kamen bei einem Halt deutsche Soldaten in den Zug. Sie suchten nach flüchtigen Juden und „Zigeunern“ oder sonstigen Verfolgten. Elsa versteckte instinktiv den schwerkranken Säugling in ihrer großen Tasche und zeigte den Soldaten unaufgefordert ihren Passierschein. Diese ließen sie dann tatsächlich weiterfahren und verließen den Waggon, in dem Tante Elsa mit dem in der Tasche versteckten Baby zitternd saß. Als sie endlich das Kind aus der Tasche befreien wollte, bemerkte sie, dass das Kind nicht mehr atmete. Es war tot.

Mein kleiner Cousin ...

Später erfuhr mein Vater, dass seine Schwester Maria und ihr Mann wenig später in Radom bei einer der großen Erschießungsaktionen getötet worden waren. Ihr Grab mussten sie, so wie alle anderen Getöteten auch, vor ihrer Erschießung selbst ausheben. Das war ein Massengrab. Viele Karlsruher Familien, Männer, Frauen und Kinder, wurden zusammen mit den Juden von den Einsatztruppen der Wehrmacht erschossen und in die Gräber geworfen.

Dazu fiel mir der Satz einer Zeitzeugin ein, die ich für einen Dokumentarfilm interviewt hatte. Ihr Name war Ruth Schaich. Die Sinti-Frau, eine Auschwitz-Überlebende, weinte dabei:

„Woher nahmen sich denn die Nazis das Recht, über Menschenleben zu entscheiden? Dazu hat doch keiner ein Recht. Jeder Mensch hat das Recht auf sein Leben.“

„Am späten Nachmittag, nach der Arbeit, kam einer der russischen Soldaten mit einer Namensliste in der Hand in unsere Baracke. Der Soldat schaute auf seine Liste und rief einen nach dem anderen alphabetisch mit dem Namen nach vorne. Als schon mindestens zwei Dutzend



Namen aufgerufen waren, sprach er auch meinen Namen aus. Ich ging nach vorne, wo schon alle anderen standen, und stellte mich wie mechanisch in die Reihe. Zunächst war ich innerlich wie erstarrt. Dann vernahm ich die Stimme des Soldaten. Mit knappen Worten erklärte er uns, dass wir gleich auf Transport gehen würden. Aber wohin? Ich ahnte, was solch ein Transport bedeutete. Wenn doch nur Doktor Konstantin hier wäre. Er war ja ein höherer Offizier. Insgeheim betete ich, dass doch nur der Konstantin jetzt zurückkäme, er würde es sicher

Vater spielt Cello

nicht zulassen, dass ich mit auf Transport musste. In diesem Moment ging die Tür auf und Doktor Konstantin in Offiziersuniform kam herein. Sofort erwies der Soldat seinem Offizier den üblichen militärischen Gruß. Konstantin musterte die zum Abmarsch stehenden Gefangenen, sein Blick blieb an mir haften. Und er fragte den diensthabenden Soldaten, was denn ‚Towaritsch Weiß‘ in dieser Reihe zu suchen hätte. Noch bevor er eine Antwort bekam, befahl er, mich sofort aus der Reihe zu nehmen. Mit einem fast unmerklichen Augenzwinkern sah Doktor Konstantin mich für einen kurzen Moment an, als wollte er sagen, keine Angst, solange ich hier bin, geschieht dir nichts. Ich durfte zurück zu meiner Pritsche, während alle anderen nach draußen gingen. Am nächsten Tag hörte ich, dass der Transport nach Sibirien ging.“

Mit Hilfe des jüdischen Lazarettarztes war unser Vater dem Tod noch einmal von der Schippe gesprungen. Es war nämlich ein eisiger Winter und Vater hatte eine schwere Influenza. Er erzählte, dass es sein sicherer Tod gewesen wäre, denn in Sibirien war seine Überlebenschance angesichts der bitteren Kälte mehr als gering.

„Am nächsten Tag kam Oberst Wladimir mit einem großen weißen Bündel in unsere Baracke. Aus dem Bündel schaute oben ein Cellohals

mit Kopf heraus. Den Rest des Instruments hatte er sorgfältig in ein weißes Laken eingehüllt. Vorsichtig enthüllte er das Tuch von dem verdeckten Musikinstrument und warf mir dabei einen kurzen Blick zu. Was nun zum Vorschein kam, glich keineswegs einem reparaturbedürftigen Cello. Nein, es war einfach nur ein zerstörtes Musikinstrument. Der Korpus war zwar erhalten, aber der Boden völlig kaputt. Als hätte man daraus Kleinholz machen wollen. Und dieses Instrument sollte ich reparieren? Oberst Wladimir sah mich an und wartete einige Momente, bis er mich schließlich fragte, was ich von dem kaputten Cello hielt. Ich meinte, dass das sicher einmal ein schönes Instrument gewesen sein müsse. Er wartete nicht ab, ob ich noch etwas dazu sagen würde und fragte mich, ob ich bereit wäre, es zu reparieren. Ich nickte und meinte, dass ich dazu einiges an Werkzeug bräuchte, Schraubstöcke, Holzleim und vor allem viel Zeit. Zu meinem Erstaunen willigte der Offizier ein. Doch was nun? Was würde passieren, wenn ich das Instrument nicht wieder hinkäme? An einem Cello hatte ich ja noch nie gearbeitet. Aber schon in den nächsten Tagen brachte der Oberst die Werkzeuge und auch etwas Ahornholz für die Reparatur des Instruments mit. Einige der Werkzeuge waren nicht wirklich geeignet für die Bearbeitung von Musikinstrumenten, besonders die Messer mussten zunächst verkürzt, schräg zugeschnitten und vor allem dringend geschärft werden, wie ein Rasiermesser. Mit einem von Wladimir mitgebrachten Schleifstein gelang es mir, wie ich das von meinem Vater gelernt hatte, die Messer haarscharf zu schleifen. Und dann machte ich mich an das, was zunächst unmöglich erschienen war. Für die nächste Zeit war ich von der Arbeit freigestellt. Das wurde von oben angeordnet, von Wladimir, dem Oberst. Am meisten Schwierigkeit bereitete mir der Knochenleim. Das war ein ganzes Stück und sah aus wie eine unförmige große Tafel Schokolade. Nachdem ich das Leimstück in einem Aluminiumgefäß auf der Herdplatte des Kanonenofens in unserer Baracke aufgeweicht hatte, war der Leim verwendbar. Schnell musste ich arbeiten, weil die Konsistenz des Leimes nur bei gleichmäßiger Wärme nutzbar war. So fing ich an, Holzstück für Holzstück des Cellobodens zu leimen. Es war keine leichte Arbeit. Der uralte Leim erleichterte mir die Arbeit nicht gerade. Die Temperatur auf dem Kanonenofen konstant zu halten, war vor allem sehr schwierig, denn es musste so geheizt werden, dass wir in der Nacht nicht erfroren, so erbärmlich kalt war es in Char-kow im Winter. Dennoch schaffte ich es und nach zwei Tagen Trocknungszeit sah das Cello wieder wie ein Cello aus. Und soweit ich das damals beurteilen konnte, war es auch ein hervorragendes Meister-